

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 37

Artikel: Der kleine Künstler
Autor: Risshaupt, Jenny
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644058>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gewiß früher einmal in einem Fuchs und vorher in einem fuchsroten Frauenzimmer gewesen.

Jeden Morgen berichtete Babette uns von ihren Träumen, und auch wir mußten ihr dann unsere Träume erzählen. Die wollte sie uns deuten. Zu diesem Zwecke besaß sie zwei oder drei arg zerrissene Traumbücher mit grotesken, farbigen Bildern und stark zerlesenen Blättern. Darin schlug sie nach, suchte und suchte, bis sie das Richtige fand. So sagte sie zum Beispiel, wenn sie im Traum Wäsche mache oder trübes, schmutziges Wasser oder sonst Unrat sehe, so gäbe es am folgenden Tag gewiß Streit oder ein Unglück.

Und gelang es ihr nicht, eine passende Deutung zu finden, so nahm sie eine Nadel, sprach mit geisterhaft blitzenden Augen einen Spruch und stach dann in das Traumbüchlein, um so auf zauberhafte Weise den unsichtbaren Mächten das Geheimnis zu entlocken. Daß dabei die Hausgeschäfte liegen blieben und das Essen in der Pfanne anbrannte, kümmerte sie nicht stark.

Sie war eine Württembergerin und stammte aus einem Dorf in der Nähe von Stuttgart. Es dünkte uns Kinder ergötlich, wenn sie statt „Ja“ zu sagen, immer zur Antwort gab: „Su, freile, freile.“

Jung war sie auch nicht mehr, vielmehr wohl längst über das Schwabenalter hinaus. Weit herum gab es kaum eine so unansehnliche Frauensperson wie die Babette, denn mit ihrer nach oben stehenden Stumpfnase und dem breiten Mund mit den großen Zahnlücken hatte sie ein Gesicht, nicht viel schöner als die Hexe aus „Hänsel und Gretel“.

„Die Magd da, die Babett', wird Ihnen gewiß nit gestohlen“, pflegte Martin, der Knecht, oftmals zu meiner Mutter im Scherz zu sagen. Darauf erwiderte Babette gleich: „Ja, wissens, gnädige Frau, es ist immer ein Gluck für eine Hausfrau, wenn die Magd nit zu sehen ist, da braucht sie nit eifersüchtig zu werden. Sie hätten ja sonst keine ruhige Stund' mehr, gnäd'ge Frau.“

Babette, dieses sonderbare Stück Inventar, war bei unserem Einzug als „Köchin“ bei uns in Dienst getreten, obwohl sie vom Kochen herzlich wenig verstand. Als sie bei ihrem Dienstantritt die Obstbäume voller Früchte hängen sah, sagte sie gleich: „Des halt' i immer fir e guets Zeiche, wenn me um diese Jahreszeit bei 'ner Herrschaft eintritt; die Birne und Epfel habe ne gueti Vorbedeutung.“

Daß sie protestantisch war und dabei doch so viel Aberglauben in sich hatte, haben wir nie begreifen können.

Am Abend, bevor Babette in ihre Kammer im Turmzimmer hinaufging, versorgte sie in der Küche peinlich alle Messer, Gabeln, Scheren und Nadeln, kurz, alles, was hant oder sticht, denn sie behauptete, es gäbe am nächsten Tag ein Unglück oder sonst etwas Unangenehmes, wenn solche Gegenstände während der Nacht umherlägen, sonst würden die Geister damit in der Luft herumfahren und Unheil anrichten. Auch dürfte man über Nacht ja kein schmutziges Wasser stehen lassen.

Vor den Spinnen hatte sie eine Heidenangst und sagte uns oft das Sprüchlein vor: Spinne am Morgen — Bringt Kummer und Sorgen. — Spinne am Mittag — Bringt Gluck am dritt Tag. — Spinne am Abend — Erquidend und labend.

Eines Morgens lief ihr beim Kochen eine Maus über den Weg. Da ließ Babette vor Schrecken die Pfanne fallen, eilte hinauf, um das Traumbuch zu holen und sagte, sie müsse zuerst nachsehen, was dies Ereignis zu bedeuten habe. Sie blätterte und blätterte, fand aber nichts und sagte dann, jetzt hol ich noch das Geisterbuch, suchte nach und sprach dann feierlich: „Wenn eine Maus dir über den Weg läuft, so will das bedeuten, daß du bald wieder fortziehst.“ Dann schaute sie auf die Uhr, um welche Zeit ihr solches passiert sei und da es bald darauf neun Uhr schlug, so setzte sie in der Lotterie, die sie daneben immer eifrig betrieb, auf die Nummer neun.

Oft sah man sie vor dem Herde stehen, indem sie mit der linken Hand das Traumbuch hielt und darin las, während sie mit der rechten mechanisch die Suppe in der Pfanne umrührte. Nachts las sie bis spät gerne Räuber- und Gespenstergeschichten.

Jeweilen am ersten Tag des Monats rief sie, als sie am Morgen von ihrem Zimmer herunter kam, halblaut die Worte „Rabith, Rabith“ vor sich hin, ohne zunächst das „Guten Morgen“ meiner Mutter zu erwidern. „Was reden Sie da Lustiges vor sich hin?“ fragte meine Mutter, als sie dies zum erstenmal hörte. — „Ja, wissen Sie des nit? Wenn Sie das Zauberwort „Rabith“ am ersten Tage eines Monats rufen, so haben Sie ein besonderes Gluck und es geht Ihnen gut den ganzen Monat hindurch. Probieren Sie's einmal, gnäd'ge Frau.“

Auch für andere Dinge wußte sie so ein Zaubersprüchlein. Hatte sie sich gebrannt, so rief sie sofort „Aus dem Busch, aus dem Busch“. Dann sei der Schmerz vorbei.

Einmal konnte ich Babette unversehens beobachten, wie sie auf einem weißen Bogen Papier einen großen Kreisring vor sich liegen hatte. Dieser Kreisring glich dem Zifferblatt einer Uhr, enthielt aber statt der Zahlen die fünf- und zwanzig Buchstaben des ABC. Dann riß Babette ein langes Haar aus ihren Haarflechten, band ein Vorhangringlein daran und hielt das Ding ruhig über die Mitte des Kreises, indem sie einige Zauberworte vor sich hin sprach. Da bewegte sich der Ring wie ein Uhrpendel hin und her, von einem Buchstaben des Kreises zum anderen hinüber und Babette paßte auf, welche Buchstaben das Ringlein nacheinander zeigte. Dann setzte sie diese Buchstaben zusammen und fand so ein Orakel heraus.

„Amanda im Mond“, sprach sie alsdann vor sich hin. „Aha, jetzt weiß ich etwas rechtes, Hansli“, sagte sie, als sie mich, der ich näher getreten war, erblickte, „jetzt ist es ein richtiger Geist gewesen, der mir die Wahrheit offenbarte, er hat mir erklärt, die Seele meiner Schwester sei jetzt im Mond.“ Ingeheim ging Babette auch zu einer Wahrsagerin, einer Kartenlegerin, um zu erfahren, ob sie trotz ihrem Alter nicht vielleicht doch noch einen Mann bekäme. Dann kam sie jeweilen mit hoffnungsstrahlendem Gesicht wieder zurück und machte ein paar Augen wie ein verliebter Hering.

(Schluß folgt.)

Der kleine Künstler.

Von Jenny Nihaupt.

Es ist ein unmäßig heißer Augusttag. Auf einer großen Wiese nahe der Stadt wird gemäht und die Leute trocknen sich immer wieder den Schweiß von der Stirn. Sie freuen sich heimlich auf den Schatten des Abends und die stille Kühle des nahen Wäldchens, wo sie Feierabend machen wollen.

Auf eben dieser sonnigen Wiese turnen einige Kinder umher, von den Knechten und Mägden nicht verschreckt. Sie denken nicht an die Kühle des Waldes, sondern freuen sich an der weißflimmernden Glut. Sie turnen über die Heuhaufen hinweg, tollern sich in dem Heu herum und quieken vor Vergnügen, wenn ihnen der Stoß eines kleinen Kameraden recht gut gelungen ist, daß dieser kopfüber die Wiese herunterkollert.

Die Zöpfchen der Mädchen lösen sich bei dem Vergnügen und die Wangen glühen, aber die Augen leuchten wie die Sonnenfunken selbst.

Der Uebermütigste von allen ist ein kleiner, feiner, schlanker Knabe von etwa acht Jahren. Sein ganzer kleiner Körper bebt vor Lust, diese Freiheit genießen zu dürfen, eine unbändige Lust an dem tollen Treiben spricht aus seinen Bewegungen und Mienen, er atmet direkt Sonne und Gluck.

Ach ja, er hat ja bis jetzt hinter einer dunklen Mauer gefesselt, er kennt solche Tage ja nicht, die anderen Kindern in Mengen zuteil werden, er muß üben, üben, üben! Er ist ja ein Künstler, ein kleiner beneideter Künstler und kommt sich doch selbst so arm und mitteilbedürftig vor. Denn die Freudenwelt anderer Kinder ist ihm verschlossen, er kennt nur Arbeit, Ueben und stilles Sichausruhen, um Kraft zum neuen Drill zu sammeln, solches sich Austoben hier auf der Wiese nennt sein strenger Lehrer Kraftvergeudung.

Da schlägt die Uhr fünf und wie auf Kommando hört der kleine Knabe in seinem frohen Tollen inne. Nun muß er gehen, nach dem Gasthof gehen, wo sie Quartier genommen haben und üben mußten. Er muß üben bis um sieben Uhr, sonst schilt sein strenger Lehrer und es gibt gar Schläge. Sinn für solche Kinderlust hier auf dieser Wiese hat der ernste strenge Mann nicht, er findet sie im höchsten Grade unvernünftig, — wenn man etwas erreichen will, muß man arbeiten, sagt er, und darf an dergleichen Dinge gar nicht denken. O, er meint es gut mit Jean, so auf seine Art sicherlich, denn er will ihn zu einem großen Manne machen, — — — nur hat er gar keine Ahnung, daß ein Kinderherz auch etwas anderes haben will als üben, Konzerte geben und schlafen.

Der kleine Junge läuft heim. Das Pflichtgefühl ist stark in ihm. Sein Lehrer hat ihn gut gezogen. Noch einen letzten, sehnächtigen Blick wirft er auf die Wiese, die im Sonnenschein glitzert, auf die Kinder, die ihn halten möchten und die so fröhlich darauf herumturnen.

Bald steht er am geöffneten Fenster seiner Stube im Gasthof und übt. Ernst blickt sein kleines Gesicht, mit großer Gewissenhaftigkeit übt er Tonleitern, Läufe, Etüden und ganz zuletzt das große Konzert, das er in kurzer Zeit öffentlich spielen soll. Nur in seinen Augen liegt noch das Sehnen und seine kleine Brust hebt sich manchmal in schweren Atemzügen. Ach, wenn er doch ein Kind wäre wie die anderen! Ganz arm wollte er gerne sein! Was machte er sich aus den schönen feinen Anzügen, aus dem guten Essen? Wenn er nur springen dürfte, spielen und klettern so viel er wollte und wann er wollte. — — —

Als er einige Tage später im Konzertsaal steht und mit gleichgültigen Blicken die Menschen mustert, die gekommen sind, um den Wunderknaben zu hören, denkt er nur an die große, sonnenscheinende Wiese, wo die fröhlichen Kinder waren. Ob sie wieder dort sein werden und ob die Sonne noch so weißglühend darauf liegt? Aber nein, es ist ja Abend, die Sonne ist untergegangen und die Kinder sind wahrscheinlich auch schon daheim. Oder liegen sie noch faul ausgestreckt auf dem heißen Boden und gucken in die Sterne?

Die Geige des kleinen Künstlers weint und klagt und die Menschen staunen und fragen sich, wie ein Kind so spielen kann, daß einem das Herz ganz seltsam weich wird.

Lesefrüchte.

Ideal und Interesse sind zwei Rosse, die im gleichen Zug sich nicht fügen wollen, das eine ein feuriger Zelter, das andere ein hungriger Gaul. Stürzt das eine vorwärts, hält das andere zurück; strebt das eine hierhin, verlangt das andere nach dorthin; sie können sich nicht vertragen. So spannt sie doch aus und laßt sie ihre entgegengesetzten Wege rennen, und ihr werdet sehen, welches ausdauernder und siegreicher ist.

* * *

Hohe Gegenstände ziehen die Blicke an. Die Bappeln, die Tannen und die Türme werden des Feuerkeils gewürdigt, die Rabisköpfe und die Schneckenhäuser nicht. Wer über andere ragt, muß darauf gefaßt sein, daß Angriffe zum Ziel ihn wählen, Gift- und Flammenpfeile; stolz aber halte er sich aufrecht und zittre nicht.

Die Gnadengabe.

Acht Wegstunden westlich vom Paradiesgarten, auf der weiten Wiese Urgrün hatte Allah vor unwahrscheinlich vielen Jahrhunderten die Menschen alle zusammenberufen. Weil sie damals noch alle gleich geartet und gleich berühmt waren, langweilten sie ihn mit ihrer einheitlichen Gleichförmigkeit, und er faßte den Entschluß, sie mit den verschiedenartigsten Begabungen auszuzeichnen und unter sich kenntlich zu machen. Der Vorrat, den er unter die Menschen verteilen wollte, schien unerschöpflich zu sein, und deshalb begann Allah fröhlich drauflos zu schenken und griff recht tief in seinen weiten Glücksack hinein. Jeder so königlich Beschenkte wurde ein Genie. Die Anzahl dieser Gottbegabten blieb klein; denn Allah sah sogleich ein, daß er weit sparsamer vorgehen mußte, wenn er die ganze Menge befriedigen wollte. Nun verteilte er Einzeltalente, und auch die Empfänger dieser Gaben durften zufrieden sein. Es scharte sich hier eine Anzahl Ländichter, Musiker, Poeten, Sänger und Schauspieler zusammen, dort eine Schar Gelehrter, Erfinder, Philosophen und Propheten, wieder eine andere Gruppe bildete sich aus lauter weisen Herrschern, Staatsmännern, Gesetzgebern und Feldherren, fleißig wie die Ameisen liefen die tüchtigen Werkleute, die Rauffahrer und all die vielen Arbeitskundigen herum, es fehlten auch nicht die umsichtigen Pfleger von Garten, Acker und Feld, und würdigen Schrittes verließen die heilkundigen Aerzte mit ihrem ganzen Stab von liebeübenden, aufopfernden Pflegern und Pflegerinnen den geheiligten Ort der göttlichen Bescherung.

Und immer noch hartete eine große Menge auf den günstigen Augenblick, sich vor Allah hinstellen zu können. Dieser sah mit Mißbehagen, wie der Sack magerer und magerer wurde. Das entging aber auch den Zunächststehenden nicht, und ihre Blicke wurden länger und länger. Bald wurden die Talente gespalten, und die Harrenden mußten mit Splitterchen vorlieb nehmen. Schließlich war der Sack leer und, wie man so sagt, in Gottes Namen nichts mehr vorhanden. Was nun? Die Menge der Enttäuschten war immer noch dreimal größer als die der Beschenkten. Aber auch da wußte Allah Rat. Er bildete den Uebriggebliebenen die Vorstellung in ihren Kopf hinein, sie hätten für die Welt noch weit größere Bedeutung als alle Künstler, Gelehrten, Staatsmänner, Kauf- und Werkleute, Landpfleger und Aerzte. Diese Einbildung war und blieb die eigentliche Gnadengabe Allahs, und das Wunder wirkte auf der Stelle. Bei einigen sogar in so ungeahntem Maße, daß sie in ihrer Einbildung Allah selber zu verachten begannen. Diesen ergriff darüber ein heiliger Zorn, und er hub an, sie mit dem leeren Sack zu schlagen.

Nach und nach verzog sich die Menschenmenge von der Wiese Urgrün und alle die verschieden Beschenkten begannen wieder, regellos durcheinander zu geraten. Jedoch die Sackgeschlagenen erkannte man aus allen heraus; so großartige Gebärden wie sie brachten die andern Menschen mit dem besten Willen nicht zustande. Gottfried Heg.

Ewigkeit.

Ist sie von Gott — was ist ihr Sinn?
Von nirgendwo kommt sich're Kunde.
Doch jeder Jüngling sagt: Ich bin!
Mein Wesen glüht durch Tag und Stunde.
Und jeder strebt, von ihrer Fülle
Mit frischer Kraft, auf allen Wegen
Um seinen Lebenskern zu legen,
Mit ihrem Hauch sich zu durchdringen.
In ihren Sphären aufzuklingen.

H. Thurow.